

16 MEINUNGEN

AUS BERNER SICHT

Fussballfieber in Bundesbern



VON DENNIS BÜHLER

Auch wenn in diesem Sommer keine Herren-Welt- oder -Europameisterschaft auf dem Programm steht:

Fussball ist in Bundesbern auch während der aktuellen Session ein Thema – und zwar nicht nur wegen der Fifa-Affäre und der Verschärfung des Korruptionsstrafrechts. Der «Blick» hat in der Wandelhalle nach Politikerinnen gesucht, die trotz nächtlicher Anspielzeiten aufstehen, um die Spiele der Frauen-Nati an der WM in Kanada am TV zu schauen – und immerhin vier gefunden. Für den Boulevardfotografen posierten Maya Graf, Ursula Schneider Schüttel, Aline Trede und Kathrin Bertschy in Fussballmontur inklusive Nockenschuhen und Stulpen auf dem Bundesplatz. Die Begeisterung war nicht bloss inszeniert: Eine von ihnen, die Berner GLP-Nationalrätin Bertschy, wollte als Mädchen gar selbst Fussballprofi werden.

Noch mehr Emotionen als die Frauen-WM weckte diese Woche jedoch der Cupfinal der Männer. Nach dem so überraschenden wie deutlichen 3:0-Sieg des FC Sion über den FC Basel am vergangenen Sonntag übergaben die euphorischen Walliser Ständeräte Jean-René Fournier und René Imoberdorf Ständeratspräsident Claude Héche ein signiertes Sion-Trikot. Traurig war dagegen der Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer, seit Kindheitstagen ein grosser Fan des FC Basel. «Am Dienstag wird unsere Verteidigung einiges besser sein als #rotblau», twitterte er am Abend der Basler Niederlage – und machte mit dem Hashtag «#FCNationalrat» klar, worum es ihm ging. Und tatsächlich: Zwar verloren die fussballbegeisterten Parlamentarierinnen und Parlamentarier ihr Freundschaftsspiel gegen den Schweizerischen Fussballverband. Allerdings nur mit 1:2. Nussbaumer stellte auf Anfrage klar: «Ich kam als rechter Verteidiger zum Einsatz. Beide Gegentore fielen über die andere Seite.»

Dennis Bühler ist Bundeshausredaktor der «Südschweiz».

SCHWEIZERHÖFLI

Dank Spesen viel gewesen



VON MARC SCHWITTER

Am Stammtisch. Peter lacht und nimmt noch einen Schluck Rotwein. «Grossartig, die UBS sollte man als Arbeitgeberin des Jahres auszeichnen.» Koni runzelt die Stirn. «Meinst du wegen der überbissenen Boni-Zahlungen?» Peter:

«Das ist doch ein alter Hut. Neu ist, dass auch die Sekretärinnen Privilegien geniessen wie ihre Bösse.» Peter zeigt Koni einen Artikel in der Zeitung. «Da, siehst du? Die Dame hier hat Schmuck und Ferien in Millionenhöhe bezogen, alles über die Geschäftskreditkarte.» Koni: «Wie hiess es doch damals, in der Werbung? UBS. Die Freiheit nehme ich mir?» Peter schüttelt den Kopf. «Nein, das war der Spruch der Kreditkartenfirma. Die UBS sagte: Wir werden nicht ruhen. Damit hatten sie auch recht.» Peter: «Also ich finde, eine Sekretärin zu unterstützen, ist ein sehr sozialer Zug des Unternehmens. Damit fördert die Bank die dringend notwendige Umverteilung.» Koni nickt. «Der nächste Schritt ist wohl ein Sponsoring der SP. Dann heisst die Partei wohl bald UBSP.» Peter: «Was ich nicht verstehe: Bei Top-Managern werden die Boni grosszügig nachgeschossen und jedes Jahr erhöht. Wenn sich aber eine Sekretärin einen Bonus leistet, dann klagt die UBS und sie landet vor Gericht.» Koni: «Das ist ja grundsätzlich auch richtig. Überraschenderweise haben die Richter die Klage aber abgewiesen. Scheint, als würde das Verhalten der Frau von den Richtern als Teil der Firmenkultur gesehen.» Peter schmunzelt. «Was haben ein Einkaufswochenende in Konstanz und ein Job bei der UBS gemeinsam? Bei beiden gilt: Einpacken, was geht!» Koni: «Naja, ich habe gehört, dass die Sekretärin ein paar Designerschuhe zurückgegeben hat.» Peter: «Weshalb denn das?» Koni: «Sie waren 'Too big to wear'.»

Marc Schwitter, Rapperswil-Jona, arbeitet unter anderem als Pointenschreiber für Giacobbo/Müller. www.textpingpong.ch.

ORLANDOS WOCHENSCHAU



KOLUMNE VON GORAN VULOVIC

Total-Liquidation bei iTunes

Seit einigen Jahren gibt es in der Schweiz Bordelle, die sogenannten «Flatrate-Sex» anbieten, das bedeutet, dass die Freier für einen Fixpreis mit so vielen Prostituierten schlafen können, wie sie möchten. Sex à discrétion, quasi. Den Bordellbesitzern gelingt es mit dieser Innovation, ihre Umsätze zu steigern, während die Sexarbeiterinnen oftmals bis zur Erschöpfung schufteten und unter den Dumpingpreisen leiden. In Deutschland, wo es dieses Angebot schon länger gibt, wird immer wieder der Ruf nach einem Verbot solcher menschenverachtenden Geschäftsideen laut. Während es zu Recht empört, dass Frauen in solchen Clubs als eine Art Massenware für Tiefpreise verschachert werden, feiern Konsumenten diese Woche den Einstieg von Apple in den Streaming-Markt und scheinen zu übersehen, dass auch das Konzept «Flatrate-Musik» auf Ausbeutung und Herabwürdigung beruht: Ab dem 30. Juni kann man sich für 9,99 US-Dollar im Monat durch etwa 30 Millionen Lieder nudeln, und der Durchschnittsmusiker verdient dabei kaum mehr als die Erkenntnis, dass heutzutage geistiges Eigentum, das einmal auf einer Streaming-Plattform angeklickt wurde, gerade mal den Wert von etwa 0,0025 Franken hat.

Doch es wäre aus mehreren Gründen heuchlerisch, sich hier noch weiter über diese Entwicklung zu empören. Zum einen war sie die letzten Jahre absehbar, zum anderen hat auch mein eigenes Verhalten zu dieser Situation beigetragen. Noch vor Spotify und Co. habe auch ich Musik gestreamt und streamte sie auch heute noch gelegentlich, und zwar auf YouTube. Gleichzeitig habe ich diese Plattform und ähnliche auch dazu verwendet, meine eigene Musik kostenlos anzubieten, mit der Hoffnung, so eine grössere Hörerschaft zu erreichen. Somit war und ist nicht nur mein eigener Umgang mit Musik ein Ausdruck dieser Geiz-ist-geil-Mentalität und der Bequemlichkeit unserer Gesellschaft, sondern ich habe zusätzlich auch aktiv mitgeholfen, die Konsumenten dahin gehend zu konditionieren. Zuletzt hatte ich nie den Anspruch oder Wunsch, von meiner Musik zu leben, sodass ich mich kaum in die Existenzängste mancher Berufsmusiker hineinversetzen kann.

Dennoch mache ich mir Gedanken darüber, wie ich eine zukünftige Veröffentlichung sinnvoll vermarkten könnte, um mindestens meine Ausgaben zu decken. Jeder Interpret, der seine Musik einem Käuferkreis anbietet, muss sich eingestehen, dass er damit weniger nur seiner Leidenschaft nachgeht, denn diese kann man zu jedem Zeitpunkt an jedem Ort ausleben und ist nicht von einem ver-

marktbareren Produkt abhängig. Vielmehr hegt er in seinem tiefsten Inneren die klitzekleine Hoffnung, damit vielleicht auch etwas Geld zu verdienen.

Gehen wir also die Optionen durch:

1. Ich veröffentliche das Album als kostenlosen Download. Das würde mir die grösste Streuung meiner Musik ermöglichen, allerdings hätte ich keine Einnahmen. Die Vorstellung, dass ich durch einen Gratis-Download auch mehr Konzertveranstalter erreiche, die mich dann buchen und ich mit Gagen mein finanzielles Loch stopfen könnte, ist zu unsicher und auch naiv. Zudem wäre es bloss ein weiterer Schritt in Richtung fehlgeleiteter Konditionierung der Konsumenten und eine eigentliche Selbstentwertung des Produkts.

2. Ich veröffentliche das Album als CD. Hier laufe ich Gefahr, kaum etwas abzusetzen, weil dieser Datenträger ausstirbt. Trotz breiter Berichterstattung in verschiedensten Medien der Schweiz konnte ich von meinem letzten Album keine 1000 Exemplare verkaufen.

3. Ich veröffentliche das Album auf iTunes. Der Gewinnanteil ist lächerlich, ganz abgesehen davon, dass ich trotz detaillierten Abrechnungen nicht immer nachvollziehen kann, wie es zu diesen mickrigen Beträgen kommt. Hätte ich mein Album «-ic» nur digital veröffentlicht, wäre ich mit mehreren Tausenden Franken in der Kreide gestanden.

Keine dieser Optionen überzeugt, sodass ich mir überlege, zu meinem ursprünglichen Vertriebssystem zurückzukehren, das heisst, meine Musik wie vor zehn Jahren unter der Hand zu verkaufen. Gewiss, ich kann auf diese Weise niemals so viele Hörer erreichen wie auf den oben erörterten Wegen, doch das brauche ich auch nicht, wenn ich die Einnahmen nicht mit Verkaufsstellen, Vertrieb und Label zu teilen habe. Der Konsument hätte somit nicht nur die Gewissheit, den Künstler auf direktem Weg zu unterstützen, sondern auch das Gefühl, etwas Exklusives zu besitzen, keine industriell gefertigte Ramschware. Denn nur mit steigender Wertschätzung kann man diese Total-Liquidation künstlerischen Schaffens bremsen.



Goran Vulovic ist Gymnasial- und Berufsschullehrer, Rapper unter dem Namen Milchmaa und wohnt in Zürich.

TWEETS DER WOCHE

«De Gregorio verlässt die #FIFA – somit kann er Karriere machen als FIFA-Kritiker.»

Der Job des Fifa-Chefkritikers ist allerdings schon von De Gregorios Vorgänger gesetzt. @guck62

«Manchmal muss man sich selber aufhängen, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.»

Auch @phossli kann dem Rücktritt von Fifa-Presse-sprecher Walter de Gregorio positive Seiten abgewinnen.

«+++Breaking+++ Sieber wird Nachfolger von Blatter – erste geplante Amtshandlung: FC Basel Meister bis einschliesslich 2100.»

Der Rücktritt von «Südschweiz»-Chefredaktor David Sieber heizt die Gerüchteküche zusätzlich an. @Christian Ruch.

«Ich fand den Baum besser als das Buch.»

@Fabiozzo nimmt alle, die schon immer mal gerne ein Buch geschrieben hätten, in die Pflicht.

«Als ich 1971 für die Einführung des Frauenstimmrechts stimmte, ahnte ich bereits, dass die eines Tages auch Fussball spielen möchten ...»

Wer A sagt, muss bekanntlich auch B sagen. Tweet von @Frechgeist.

«Ich stehe mit einem Bier am Grill. Wenn ich die Feuchtigkeitsmaske nicht drauf hätte, könnte man sagen: Wie so'n Mann.»

Knapp daneben ist eben auch vorbei. Tweet von @DerWachsamer

«Das muss eine echte Sauerei gewesen sein, als es noch keine Wecker gab und die Menschen ihren krähenden Hahn gegen die Wand werfen mussten.»

Technologischer Fortschritt sorgt für mehr Tierschutz. Tweet von @Pokerbeats.